

Im serbischen Gefangenenlager.

Von unserem zum serbischen Kriegsschauplatz entsandten Berichterstatter Wilhelm Schmidbann.

Mit dem Dolmetscher, einem österreichischen Oberstleutnant, steige ich zu dem Hügel hinauf. Wir lassen den Schlamm der Straße zur Seite, müssen aber dafür über Hecken und durch Büsche. Immer, wenn man an einem solchen kleinen Tal hinauffieht, steht oben eins der weißen Würfelhäuschen, aus dem statt serbischer Bauern deutsche Soldaten treten. Aber auch hier abseits ist der Dreck so tief, daß wir mühsam wie durch frischgefallenen Schnee waten. Man müßte die Dpanken der Eingeborenen tragen und könnte dann wie auf einer Art kleiner Schlitten gleiten. In der Tat sieht man schon oft deutsche Soldaten nicht nur mit den buntblumigen serbischen Strümpfen, sondern auch mit den riemengebundenen Dpanken an den Füßen.

Auf dem letzten Hügel steht ein Wald von zwerghen Azazien. Rauch steigt darüber hinaus. Ein siebzehnjähriger Mlanenoffizier empfängt uns, ein Jüngling, den der Krieg zum Mann gemacht hat. Er hat mit zehn Leuten 400 Gefangene zu überwachen, Gefangene, von denen jeder in jedem Augenblick in den Büschen und vielen Bachtälern verschwinden möchte, um Bauernkleider anzuziehen und zu den nahen Seinen zurückzukehren. Zumal nachts ist die Bewachung eine schwierige Sache. Aber der junge Offizier führt seine Aufgabe durch; ich höre, wie er Befehle an seine Mannschaft erteilt, nicht mit dem Uebereifer des Anfängers, sondern mit der umsichtigen Ruhe eines Erfahrenen. Er hat nicht, wie im Westen, Stachelndraht zur Hand, den man um das Lager spannen könnte. Bei den wilden und urwüchsigsten Umständen des Krieges hier unten müssen stinke Augen und gespannte Karabiner genügen.

Die Azazienbäume sind zerfezt wie von Kugeln, was an Aesten da war, ist zu Stöcken geschnitten. An den Stümpfen hängen Mäntel, Tücher, Hemden, Hosen, Brottaschen in allen bunten Farben, als ob jeder Baum ein festlich geschmückter Christbaum sei. Unter diesem farbigen Wald vermag der Rauch von hundert Feuern schwer abzuziehen und bildet eine dicke, blaue, vom Wind bewegte Masse. In diesem Blau wie Schatten die merkwürdigen Gruppen der Gefangenen. Kerle mit fast schwarzen Gesichtern: Zigeuner, Mohammedaner, die irgendein blaues, rotes, gelbes Tuch als Turban sich um den Kopf gedreht haben. Mazedonier, oft blond und blauäugig, aber dabei doch mit südlich braunen Gesichtern. Ganz Alte, Greise mit abgemagerten Händen, tiefem Blick und Prophetenbart. Dazwischen Knaben, zart, mit den mandelförmigen, melancholischen Augen des Orients. Rund um jeden Baum sitzt eine Gruppe, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt. Gruppen, die keinen freien Baum mehr gefunden haben, lehnen mit Rücken oder Schultern einer am andern. Man sieht nirgendwo einen einzelnen. Die gemeinsame Bedrücktheit und Ungewißheit hat die Menschen zusammengedrückt.

Viele, darunter oft härtige Männer, sitzen Hand in Hand, als ob sie Kinder seien. Viele schlafen, den Kopf in den Schoß eines anderen gelegt. Der andere rührt sich nicht, um den Kameraden nicht zu stören. Einer hat sich ein sonderbares Kopfkissen gebildet: er hat die Stämmchen nebeneinander schräg in die Erde gesteckt und hält den Kopf dagegen gelegt. Er schläft so fest, daß andere, die über ihn oder verkehrtlich auch auf ihn treten, ihn nicht wecken. Einer, mit ganz verwirrtem Bart und das Gesicht von Geschwüren bedeckt, betrachtet sich mit großem Ernst im Spiegel. Sehr viele aber sitzen mit ausgezogenem Hemd da und suchen nach Flöhen. Sie hängen ihre Hemden — oder das, was einmal ein Hemd war — an die Bäume und

sonnen den nackten Oberkörper. Die Sonne ist hier so warm wie in Deutschland im April.

Wir schreiten über Beine und Körper Daliegender hinweg durchs Lager. Alle, die nicht schlafen, heben die Köpfe und sehen uns entgegen. Anfangs in der Furcht, daß wir ihnen Schlimmes brächten, bald in der Hoffnung, daß sie von uns Erleichterung ihres Schicksals erlangen könnten.

Ein Serbe mit deutscher Soldatenmütze kommt auf uns zu. Ein Deutschböhme, der in Serbien lebte und von den Serben gezwungen sein will, gegen seine Landsleute zu kämpfen. Wir bleiben dem sehr Geschwätzigen gegenüber mißtrauisch. Ein serbischer Offizier kommt auf uns zu. Er trägt, wie viele, einen braunen englischen Mantel. Ein schwarzbärtiger Mann von anständigem Aussehen. Wir beginnen eine Unterhaltung mit ihm. Er bleibt bei allen rein militärischen Fragen wortkarg. So wenig erwünscht das für den Dolmetscher ist, dessen Aufgabe darin besteht, Erkundigungen einzuziehen, so gewinnt er doch dadurch an menschlicher Achtung. Man glaubt ihm um so eher das, was er sonst sagt.

Wir: Sind Sie aktiver Offizier?

Der Offizier: Hauptmann der Reserve. Im Frieden Ziegeleibesitzer südlich von Belgrad.

Wir: Wie kommt es, daß Sie gefangen sind?

Der Offizier: Mein Bataillon stand in Hufeisenform. Die hintere Kompanie rechts erhielt Feuer von der Seite, das auch zugleich die linke hintere Kompanie mit erfaßte. Beide hinteren Kompanien wurden vernichtet. Die beiden vorderen Kompanien ergaben sich. Ich mit.

Wir: Die Serben gelten sonst als sehr tapfere Soldaten.

Der Offizier: Ich mochte nicht mehr. Ich bin politisch schon lange gegen die Dynastie Karageorgewitsch. Also auch gegen diesen Krieg. Warum soll ich mein Leben dafür lassen?

Wir: Hat so jeder in den zwei Kompanien gedacht?

Der Offizier: Jeder.

Wir: Und wie denkt die Armee?

Der Offizier: Der größte Teil der Armee denkt ebenso und wartet nur auf die Gelegenheit, sich zu ergeben.

Wir: Sie glauben also nicht an einen serbischen Sieg?

Der Offizier schüttelt den Kopf.

Wir: Wie lange glauben Sie, daß die serbische Armee sich noch hält?

Der Offizier (sieht uns an): Noch zehn Tage.

Wir: Erwarten Sie sich keine Hilfe mehr von der Entente? Von Rußland?

Er schüttelt den Kopf. Der dicke Halbkreis, der sich um uns gebildet hat, lacht laut auf, höhnisch, bitter. Einer, ein junger Mann, kaum mit schwarzem Flaum über der Oberlippe, fragt laut, zu allen gewendet: „Wer hat Serbien je geholfen?“ Alle wiederholen die Frage, in die Luft hineinwerfend, ohne eine Antwort zu erwarten. Der letzte Sprecher ist ein Handelsstudent aus Belgrad. Er beklagt die trostlose Entwertung des serbischen Geldes. Man habe alle Golddeckung aus dem Lande geschafft. Der Dolmetscher: „König Peter sitzt wohl damit an der Riviera?“ Alle sehen sich an und schweigen. Der Student fragt nach der Lage. Sie wissen den Fall Warschaws, sind über die Stellung an den Fronten überhaupt gut unterrichtet. Aber als wir fragen: „Wißt ihr, daß wir drei Millionen Russen gefangen haben?“, sehen sie erst ungläubig auf, machen dann ganz traurige Gesichter. Der Student sagt: „Man hat uns große Furcht vor den Deutschen gemacht. Man hat gesagt, die Deutschen werden

alles niedermachen. Aber nun sehen wir, wie wenig das stimmt.“ „Wie sind eure Gefühle gegen eure Feinde?“ „Gegen die Bulgaren sehr schlecht. Aber die Deutschen schätzen wir. Alles, was wir gelernt haben, verdanken wir den Deutschen.“

Ein Sechszwanzigjähriger, aber schon fast weißhaarig, der vier Jahre im Krieg steht und vier Jahre seine Familie nicht gesehen hat, klagt: „Ich habe in einer Glasfabrik gearbeitet. Aber das heißt in Serbien nicht dasselbe wie in Deutschland. Hier stecken Besitzer und Kaffierer alles in die eigene Tasche. Den Arbeitern geht's schlimmer als den Tieren. Darum gibt's in Serbien für die Industrie keinen Aufschwung.“ Ein junger Schlosser sagt, daß er einen Bruder in Berlin habe und bittet, in Deutschland als Schlosser beschäftigt zu werden, damit er lerne. Ein anderer Junger, mit umgehängter, rotgelbgestreifter Brottasche, bittet, zu seinem Vater kommen zu dürfen, der seit einem Jahr in Oesterreich gefangen sei. Ein Rotbärtiger von wildem Aussehen, der bisher geschwiegen, sagt, indem er mit demselben Messer, mit dem er bisher Stücke von einer gerösteten Kartoffel geschnitten hat, sich die Nägel reinigt: „In Serbien war's schrecklich. Die Steuern sind unter der Dynastie Karageorgewitsch um 60 v. H. gestiegen. Die entsetzlichen Epidemien! Hier im Lager ist keiner, der nicht den Typhus gehabt hat.“ Alle nicken zustimmend mit dem Kopf. Der Rotbart: „Die Armee hat nichts zu essen. Die großserbischen Ideen — ausgeträumt! Was auch kommt: alles ist besser als das, was bisher war.“

Eine Frau in gelbrottem Rock hat die ganze Zeit über fern an einem Baum gestanden und herübergestarrt. Wir erwirken ihr die Erlaubnis, daß einer der Gefangenen, ihr Bruder, einen langen Zug aus ihrer Flasche mit Pflaumen Schnaps tun darf.

Vor zehn Tagen bin ich auf der Landstraße den ersten serbischen Gefangenen begegnet. Sie sahen so aus, wie man sich die Serben in Deutschland vorgestellt hat: wilde Kerls mit Augen voll Haß. Zehn Tage haben genügt, um aus dem ungehemmt seinen räuberischen und trozigen Instinkten hingeebenen Volk ein niedergebrochenes, umgänglich gewordenes zu machen.

Neue Gefangenenzüge kommen. Sie werden in Reihen zu vier die Wiese hinauf gestellt. Die alten Gefangenen stellen sich von selbst den neuen gegenüber auf. Erst ein stummes Hin- und Herschauen. Dann ein Zurufen. Endlich ein Werfen von Aepfeln und Brotstücken hinüber und herüber. Bald sind aus den vierhundert Gefangenen siebzehnhundert geworden. Und auf der fernen Straße sieht man schon wieder neue Reihen anziehen. Es ist wie ein Gegenstrom zu dem großen Strom der deutschen Bataillone und Kolonnen, die unablässig hinter den Azazien dem Feind zu wandern.

Um das gefüllte Lager herum laufen kleine schwarze Schweine mit dreieckigem Holzrahmen um den Hals. Kinder springen, ohne zu den Gefangenen hinzusehen, mit Wasserkrügen den Berg hinauf und hinab.

Das weite, sanft gewellte Land ist so voll Sonne, daß ich meine, es müsse Sonntag sein. Man weiß das hier nie, in diesem Lande läuten ja keine Glöden mehr. Ich frage. Keiner der deutschen Soldaten und keiner der Gefangenen weiß es. Das Schicksal hat hier zu schnellem Lauf, als daß es sich um Wocheneinteilung kümmern könnte. Das Wort „Sonntag“ bleibt lediglich ein verwunderlicher Klang aus einer früheren, halbvergessenen Welt.